



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoch zu Roß und tief am Boden.

würfelförmigen Blöcke neben unserer neuen Kirche läge! Der würde uns einen Kirchturm ersetzen. Man könnte einen feinen Glockenstuhl darauf anbringen und dann die Glocken läuten, daß ihr geweihter Schall über Berg und Tal erklänge, um alle Schwarzen ringsum, Heiden wie Christen, zum Gottesdienste einzuladen! Doch das bleibt ein frommer Wunsch, wie es wahrscheinlich wegen Mangel an Geld ein frommer Wunsch bleiben wird, neben unserer neu erbauten Missionskirche ein kleines, wenn auch noch so bescheidenes Glockentürmchen anzubringen.

Doch zurück zu unserer Festung! Wir wollten hinauf, fanden auch zwischen den Steinblöcken einen schmalen Pfad, der anfangs durch eine große Höhle und dann immer höher und höher hinauf führte. Oft mußten wir ganz gebückt gehen, zeitweilig auf allen Vieren durch ein enges Loch kriechen. Endlich waren wir oben. Die Fläche, die wir da fanden, war nicht besonders groß, etwa 100 Meter lang und 20 Meter breit, aber wohlgeschützt, denn die Felswände fielen nach allen Seiten hin senkrecht 20 Meter ab. Es wuchs etwas Gras da oben, auch einiges Gestrüpp, und stellenweise sah man die Ueberreste früherer Hütten. Das schönste war die unermessliche Aussicht nach allen Himmelsgegenden hin. Nur allzu gerne wären wir in seligem Staunen und Schauen noch lange da oben geblieben, doch die sinkende Sonne mahnte uns zu zeitiger Rückkehr.

Wir krochen zunächst wieder durch die Höhle zurück und wandten uns dann der entgegengesetzten Seite zu. Hier fanden wir einen zweiten befestigten Platz, der wohl viermal so groß war als der oben erwähnte und rings mit einer starken Festungsmauer umgeben war. Ich konnte als gelernter Maurer nicht genug staunen, wie doch diese Schwarzen ohne Schnur, Hammer und Senkblei aus bloßen Bruchsteinen diese mächtigen und doch so exakten und akkuraten Wände aufbauen konnten. Die Festung mag schon seit Jahrhunderten stehen und ist zumal an zwei Seiten noch recht gut erhalten. Wer sie teilweise ruinierte, war nicht etwa ein Feind, der sie eroberte, sondern das waren und sind die losen Hirtenhuden, die sich da herumtreiben und für die es ein Mordsgaudium bildet, wenn es ihnen gelingt, einen Stein aus der Mauer loszukriegeln und unter Donnergepolter den steilen Abhang hinunterzurollen.

Beim weiteren Abstieg kam ich selbst ins Rollen. Es gab da eine unfreiwillige Rutschpartie, die übrigens, einige Prellungen und Schürfungen abgerechnet, noch glücklich ablief. So was muß man eben bei einer afrikanischen Tour mit in den Kauf nehmen. Unweit der Station begegneten uns mehrere Trupps kaffrischer Weiber und Mädchen, die vom Lauf- und Kommunion-Unterricht kamen und nun wieder in ihre Kraals zurückkehrten. Ich bin sicher, daß viele von ihnen um diese Zeit — die Sonne begann schon hinter den nächsten Bergen zu verschwinden — noch n ü c h t e r n waren. O diese armen Leute! Sie haben wirklich große Opfer zu bringen. Ein paar am offenen Feuer geröstete Maiskolben ist für viele alles, was sie am Abend genießen.

Ich denke jetzt schon ans kommende Weihnachtsfest, wo wieder gegen 800 schwarze Negerkinder ihre Händchen nach Brot und einigen Kleidungsstücken ausstrecken werden. Wer will mir behilflich sein, diese schwarze Kinderchar am kommenden Weihnachtsfeste, dem 25., das ich in Afrika feiern werde, zu befriedigen? Für

jede, auch die kleinste Gabe, sage ich zum Voraus ein herzlichliches „Vergelt's Gott.“

O üb' Barmherzigkeit, mein Kind,
Und üb' sie jeden Tag,
Daß aus der Nächstenliebe dir
Viel Segen kommen mag!
Im Schwarzen sieh den Bruder dein,
Sei stets zur Hilf bereit.
Es lobnt's der Herr mit reichem Zins
Schon hier und in der Ewigkeit.

Hoch zu Ross und tief am Boden.

Von Schwester M. Engelberta, C. P. S.

(Schluß.)

Gzenstochau. — Ich könnte noch viele andere Reise-Abenteuer erzählen, fürchte jedoch, damit die geehrten Leser zu ermüden. Zum Schlusse sei nur noch eines in aller Kürze erwähnt, weil es zugleich einen Einblick in ein gewisses Gebiet unseres afrikanischen Arbeitsfeldes gibt.

Vor mehreren Jahren sollte Schwester Rosa, damals Oberin von Mariatal, dringender Geschäfte halber nach St. Johann oder St. Johns, wie die Engländer sagen, gehen. Es ist das ein Weg von etwa 30 Kilometern, und Schwester Rosa, eine geübte Reiterin, hoffte an einem Tage hin und zurückzukommen. Schon in aller Frühe ritt sie von Mariatal fort und wählte auf den Rat des sie begleitenden Kaffernjungen einen angeblich viel kürzeren Fußpfad. Sie hofften, noch vor Mittag in St. Johann zu sein, doch es verging Stunde um Stunde und die heißersehnte Missionsstation kam noch immer nicht in Sicht. Die Gegend wurde immer unbekannter, immer menschenleerer; der schmale, steinige Fußpfad führte an graufigen Schluchten vorbei, zog sich jetzt einen steilen Berg hinan, um sich kurz darauf in abgrundlosen Tiefen zu verlieren.

Die beiden Reisenden hatten sich offenbar total verirrt. Da war weit und breit kein Kraal, keine Hütte, kein Mensch; zuletzt auch kein einziger gangbarer Fußpfad mehr. Was nun? Schon neigte sich die Sonne bedenklich dem Untergange zu, und sie wollten doch um jeden Preis noch vor Einbruch der Nacht die Missionsstation erreichen. Da endlich erblickten sie ein menschliches Wesen. Es ist ein wilder, unfreundlich darenblickender Heide, der die beiden einsamen Wanderer, namentlich aber die ihm so fremde Missionschwester mit argwöhnischen Blicken mustert. Sie fragen ihn, wie weit es noch nach St. Johann sei, und welcher Weg dorthin führe. Der unheimliche Mann aber murmelt nur ein paar unverständliche Worte und entfernt sich dann mit drohenden Blicken.

Planlos reiten sie eine gute Strecke weiter, da treffen sie mit einem zweiten Kaffern zusammen. Er ist freundlicher, bedeutet ihnen aber, daß sie die Richtung total verfehlt hätten. Damit war alle Aussicht, am gleichen Abend noch bis St. Johann zu kommen, dahin!

Schon ist die Sonne hinter den kahlen Bergen verschwunden, es wird dunkler und dunkler, bald ist es so stofffinstere Nacht, daß das Pferd, das keinen Weg und Steg mehr sieht, einfach stehen bleibt. Die Schwester steigt ab, doch der Begleiter, ein Junge von etwa 16—17 Jahren, drängt ängstlich zum Weitergehen; er fürchtet sich offenbar, hier unter freiem Himmel zu übernachten. Schwester Rosa wäre gerne auf seinen Wunsch eingegangen, allein es war so finster, daß man nicht einmal

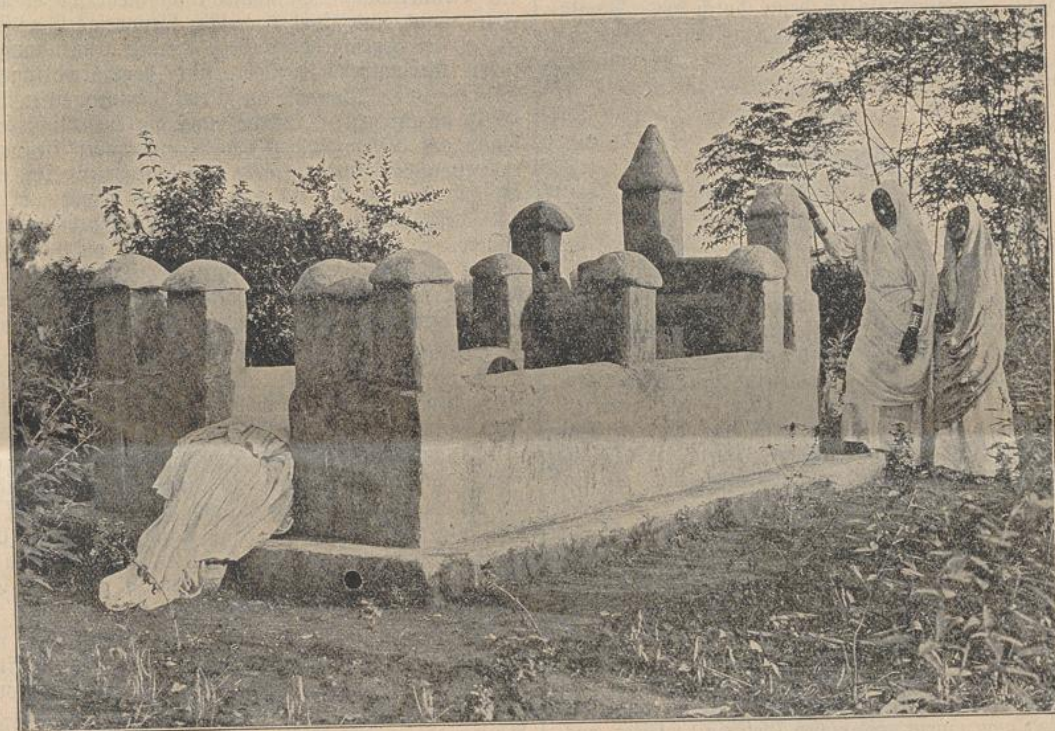
die Hand vor den Augen sah, geschweige denn einen gangbaren Fußpfad. Sie hätten geradezu auf Händen und Füßen fortz kriechen müssen, abgesehen von der Gefahr, plötzlich in eine der vielen Schluchten und schauerlichen Tiefen zu fallen, an deren Rande man sogar am hellen Tag mit großer Vorsicht wandeln mußte. Nein, sie kann nicht weiter, und setzt sich einfach neben ihrem Pferde nieder.

Der Knabe aber sagte, er wolle trotz der Finsternis weiter gehen und schauen, ob er nicht irgendwo eine menschliche Wohnung finde. Tatsächlich sah man in weiter Ferne unten im Tal zeitweilig das Leuchten eines eigentümlichen Lichtes, vielleicht war es das Glackern eines Herdfeuers in einem Kaffernkraal. Nach dieser Richtung hin tastete der geängstigte Junge fort.

und zögerte daher, ihm zu antworten. Schließlich fand er sie aber doch, und nun klärte sich alles auf.

Es war eine lange, bange Nacht. Die Schwester, wie gesagt, fürchtete sich nicht, der Kaffernknabe aber, sonst ein strammer, mutiger Junge, zitterte wie Espenlaub. Endlich begann es im Osten zu tagen. Die beiden Wanderer machten sich wieder auf, fanden in Bälde den richtigen Weg und kamen noch im Laufe des Vormittags, wenn auch hungrig und todmüde, glücklich nach St. Johann.

Letzteres war dazumal noch eine sehr kleine, höchst ärmlich eingerichtete Station. Man konnte den armen Reisenden in der Gile nichts anderes vorsetzen, als eine rasch aufgewärmte Bohnensuppe, die vom vorigen Abend übrig geblieben war. Doch der Hunger ist ein



Mohamedanisches Grab bei Kooi-Kopjes.

Nun ist die Schwester in der finsternen Nacht mütterseelenallein. Kein Sternlein leuchtet am Himmel; es ist ihr so fröstelnd, denn es senkt sich mit zunehmender Nacht ein dichter, naßkalter Nebel über die Gegend nieder, und sie hat nichts, weder einen Mantel, noch ein Schal bei sich, um sich ordentlich einhüllen zu können. Doch sie fürchtete sich nicht, sie wußte sich in Gottes Hand, zog einfach ihr Rosenkränzlein heraus und betete, bis ihr die Augenlider schwer wurden.

Da hörte sie plötzlich in nicht allzu großer Ferne ein lautes, hohles Rufen. Es war der Kaffernjunge, der den Rückweg zu ihr suchte. Der Schimmer, den er gesehen hatte, war ein F r r l i c h t gewesen, und er wäre bald in einen gefährlichen Sumpf hineingeraten. Jetzt wollte er wieder zurück, konnte aber den Weg nicht mehr finden. Deshalb rief er, damit die Schwester ihm Antwort gebe, und er sich dadurch wieder orientieren könnte. Diese aber kannte anfänglich seine hohle, durch die vorgehaltenen Hände so unheimlich klingende Stimme nicht,

guter Koch, und nach solchen Strapazen ist man nicht wählerisch.

Schwester Roja begann hierauf von ihrem nächtlichen Abenteuer zu erzählen und fragte bei diesem Anlaß ihren schwarzen Begleiter, weshalb er sich denn gar so sehr gefürchtet habe. „Schwester“, entgegnete dieser ernst, du wußtest nicht, in welcher verrufenen Gegend wir da übernachtet mußten. Es hausten gar übel gestimmte Doktoren und Zauberer in jenen einsamen Bergschluchten. Erst kürzlich wurde daselbst die gräßlich verstümmelte Leiche eines Mannes aufgefunden, den jene Unholde getötet und ihm dann das Gehirn, Herz und Eingeweide herausgenommen haben, um daraus ihre abergläubischen Medizinen zu bereiten. Hätten diese Bösewichte gewußt, daß sich abermals eine Person schutzlos in der Nähe befinde, Schwester, wer weiß, wie es uns beiden diese Nacht ergangen wäre?“

So der Kaffernjunge. Die Schwester hörte ihm nicht ohne Grauen zu, und dankte nun doppelt der

göttlichen Vorsehung, für den augenscheinlichen Schutz, den sie hier erfahren hatte. Und sowohl in St. Johann, wie in Mariatal, wohin sie am nächsten Tag auf dem gewöhnlichen Wege zurückkehrte, schlossen sich die übrigen Schwestern ihrem Danke an.

Damit für heute genug. So Gott will, werde ich in Bälde wieder etwas erzählen. Ich gestehe, es ist mir allmählich fast eine Art Bedürfnis geworden, zeitweilig mit unseren geehrten Lesern und Leserinnen so ein kleines Plauderstündchen zu halten; auch habe ich dabei eine willkommene Gelegenheit, meine Dankeschuld abzutragen für die mancherlei freundlichen Briefe, die mir zugehen, sowie für die hübschen Stoffreste, Kleidchen, Rosenkränze usw. Von manchen Wohlthätern und Wohlthäterinnen ist mir die Adresse bekannt, von der Mehrzahl nicht. Darum rufe ich heute durch das „Vergißmeinnicht“ allen zusammen ein herzliches „Vergelt's Gott“ zu. Leben Sie wohl und seien Sie von uns und unseren dankbaren Schwarzen begrüßt!

Genovefa.

Nach Christoph von Schmid.

13. Kapitel.

Graf Siegfried findet seine Gemahlin Genovefa wieder.

Es vergingen Jahre, bis sich der Graf bereden ließ, nur wieder aus seinem Schlosse zu gehen. Am ehesten ließ ihn noch die Jagd, wofür der Graf von Jugend auf eine große Vorliebe hatte, seine Schwermut vergessen. Als die benachbarten Ritter das merkten, jagten sie sehr oft, bald Hirsche und Wildschweine, bald Wölfe und Bären, wovon es damals in Deutschland noch genug gab, und der Graf mußte jedesmal mit auf die Jagd.

Auf das Zureden seines treuen Dieners Wolf gab der Graf auch einmal ein großes Jagen und lud die benachbarte Ritterchaft dazu ein. Es war gegen Ende des Winters, und die Jagd sollte am ersten heiteren Tag nach einem frischgefallenen Schnee stattfinden. Ein mächtiger Eichenbaum an einer Ecke des Waldes wurde zum gemeinsamen Versammlungsplatze ausersehen. Der Tag kam, und mit Anbruch der Morgenröthe zog Graf Siegfried, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, aus. Die meisten waren zu Pferd. Die Waldhörner hallten freudig durch den Wald und scheuchten von allen Seiten das Wild auf. Es begann die Jagd, und bald war eine Menge Hirsche und Wildschweine erlegt.

Der Graf stieß auf ein Stück Wild, das er aber mit seinem Wurfspeer verfehlte. Er setzte ihm nun zu Pferde nach. Das Tier floh durch Dornen und Gesträuche und über Felsstrümmen dahin, und versteckte sich endlich in — Genovefas Höhle. Denn es war eben die treue *H i r s c h k u h*, von deren Milch sich Genovefa und ihr Sohn schon solange ernährten.

Da der Graf auf dem felsigen Terrain nicht mehr weiter reiten konnte, stieg er ab, band sein Pferd an eine Lanne, verfolgte die Spur des Tieres in dem neugefallenen Schnee und kam so zur Höhle. Er schaute hinein und erblickte in dem dunklen Hintergrund eine ganz abgezehrte menschliche Gestalt mit todbleichem Angesichte. Es war Genovefa, die ihre schwere Krankheit zwar überstanden hatte, aber noch so schwach und entkräftet war, daß sie sich in dieser Wildnis wohl kaum mehr erholt haben würde.

„Wenn du ein Mensch bist,“ rief der Graf in die Höhle hinein, „so komm heraus ans Tageslicht!“ — Genovefa kam heraus, in das Schaffell eingehüllt, die Schultern von ihren langen, goldenen Haaren bedeckt, mit bloßen Armen und Füßen, zitternd vor Frost und blaß wie eine Sterbende.

„Wer bist du und wie kommst du hieher?“ rief der Graf, indem er bestürzt einen Schritt zurückwich, denn er erkannte sie nicht mehr. Genovefa aber hatte ihren Gemahl sogleich auf den ersten Blick erkannt.

„Siegfried“, sagte sie mit schwacher Stimme, „ich bin deine Gemahlin Genovefa, die du zum Tode verurtheilt hast. Aber, Gott weiß es, ich bin unschuldig!“ —

Da war es dem Grafen nicht anders, als träfe ihn ein Donnererschlag. Er wußte nicht mehr, ob er wache oder träume und glaubte, er sähe Genovefas Gei st. — „D du abgechiedener Geist meiner armen, unglücklichen Gemahlin“, rief er mit herzdurchdringender Stimme aus, „kommst du zurück, mich meiner Blutschuld anzuklagen? Wurde etwa die entsetzliche Blutschuld auf diesem Boden verübt und haben sie deinen entseelten Leib in der Höhle hier begraben? Ja, so ist es, und nun wendet sich dein Leib im Grabe um, weil ich, dein Mörder, deiner friedlichen Grabstätte mich nähere. O kehre zurück, du seliger Geist, mein Gewissen foltert mich schon schrecklich genug. Kehre zurück und bete für mich, für einen armen Mann, der auf Erden keinen Frieden mehr finden kann!“ —

„Siegfried“, sagte Genovefa weinend, „liebster Gemahl, ich bin kein Geist. Siehe, ich bin wirklich deine Gemahlin Genovefa. Ich lebe noch; die beiden Männer, die mich hinrichten sollten, haben mich verschont!“

Der Graf war aber von Schrecken und Entsetzen noch immer ganz betäubt, und als ihn Genovefa freundlich bei der Hand ergreifen wollte, zog er sie scheu zurück mit den Worten: „Laß mich, deine Hand ist kalt wie Eis! Oder ja, zieh mich mit deiner kalten Totenhand zu dir hinab ins Grab! Denn das Leben ist mir eine Last, und Sterben wäre mir Gewinn!“

„Siegfried, liebster Gemahl“, begann Genovefa wieder und blickte ihn dabei so lieblich an, wie ein Engel des Himmels, „wie, kennst du denn deine Genovefa nicht mehr? Sieh, ich bin es wirklich. Schau nur den *R i n g* da an, den du mir zum Brautgeschenk gegeben; ich trage ihn noch immer an meiner Hand. O komm doch zu dir selbst!“ —

Da war es dem Grafen, als erwache er aus einem schweren Traume. „Ja, du bist es“, rief er aus und fiel ihr wie vernichtet zu Füßen. Seine Augen ruhten lange auf ihrer abgehärmten Gestalt und er konnte eine Zeitlang kein Wort mehr hervorbringen. Endlich brach er in einen Strom von Tränen aus und rief: „Du also, du bist meine Gemahlin! Du bist jene so lieblich blühende Genovefa! Und nun in diesem Elende! Und von mir selbst in dieses Elend hinausgestoßen! O ich Unseliger bin nicht wert, daß mich die Erde trägt! Genovefa, kannst du mir verzeihen?“

Genovefa sagte weinend: „Liebster Siegfried, ich habe dir nie gezürnt, ich liebte dich immer, denn ich wußte ja, daß du nur betrogen wurdest. O steh' auf und komm in meine Arme! Siehe, ich weine vor Freude, dich wieder zu sehen!“ —

„Wie, du gibst mir kein einziges böses Wörtchen? O Engel des Himmels, du sanfte, liebe Seele! Was habe ich getan, dich — dich so zu beleidigen!“